

Die Rose im Gesangbuch [Fortsetzung]

Autor(en): **Diers, Marie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 24

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640029>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 24
XX. Jahrgang
1930

Bern,
14. Juni
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Der Dornauszieher.

Von Paul Sarasin.

Dem Fluße führt mein Pfad entlang,
Nichts ahnend ging ich meinen Gang.
Da hört ich, wie Knaben sich vergnügten,
Sich in die Wellen des Flusses schmiegen,
Und Unverhofftes bot sich den Blicken:
Ich sah, so glaubt mir's, mit Entzücken,
Von waldiger Buschwerkschattung umgeben,
Den Dornauszieher in schimmerndem Leben;
Wie ihr am Erzguß euch berauscht,
Hab' ich im Leben ihn belauscht,

Mit forschendem Auge und ernstem Bemühn
Einen Dorn aus der Sohle des Fußes zu ziehn.
Das Erz in seiner Codesfülle
Schien hier verwandelt zu Lebensfülle,
Und kaum der Knabe die Glieder regt,
Nur leise atmend, fast unbewegt.
Doch das Leben keine Starrheit kennt,
Ein kurz Entzücken nur war mir gegönnt,
Es besprengte ihn einer von seinen Gefellen,
Da stürzt er sich lachend in die schäumenden Wellen.

(Aus „Lyrische Gedichte“.)

Die Rose im Gesangbuch.

Erzählung von Marie Diers.

Sie wohnten im Giebel in einem kleinen Haus in einer engen Seitenstraße, die „der Flötsch“ hieß. Eine Stube hatten sie, eine Kammer ohne Licht und eine Küche unter dem Dach. Die Wohnung kostete sechs Taler im Jahr. Teuer genug. Sie mußte das Wasser herauf- und herunterschleppen über eine steile Stiege, und wenn sie da zuviel herumpolterte, schimpften die Fuhrmannsleute, denen das Haus gehörte. Aber Hanne meinte, schöner könne nichts auf Erden sein als diese Wohnung auf dem Flötsch, und kein Glück zwischen Himmel und Erde komme dem gleich, zur Abendstunde, wenn Heinrich vom Dienst kam, auf seinen Schritt zu warten und das Essen ihm auf dem kleinen, aber zugemauerten Herde, der ihr ein Wunderding dünkte, warmzuhalten.

Mit dem Hebammenberuf fing sie vorläufig noch nicht an, obwohl sie es der Mutter versprochen und selber geglaubt hatte, daß sie es gleich tun werde. Mutter war sogar extra deswegen in der Stadt gewesen, auf ihren schlimmen Füßen, und hatte es mit dem Doktor abgeredet. Er sagte, sie hätten hier zwar eine, die er nicht heruntersetzen wolle, aber sie könnten wegen der neuen Eisenfabrik hier gut und gern eine zweite brauchen.

Aber als nun Hanne Frau Landbriefträger Köhne hieß, meinte sie, das eile ja nicht so, und sie müsse sich erst hier einarbeiten. Und ihr Mann sagte: „Das laß man gefälligst bleiben. Ich habe das Junggesellenleben satt. Wenn ich nach Haus komme, will ich eine hübsche Frau

haben und ein fertiges Essen und eine Pfeife gestopft und warme Fülztüffeln. Das hast du nicht nötig, daß du in der Stadt 'rumfegst und deine Händ' in allen Dreck und Sped hast. Du bist mein eigen und für mich sollst du leben und weben.“

„Joo, Heiner, dat möt id denn woll“, sagte Hanne, und es war ihr lieb und bang, wie sie nun so ganz und gar nichts mehr sein sollte als des einen Mannes Eigentum auf Gnade und Ungnade.

Ihrer Mutter kam sie dann lange nicht vor Augen und hatte ein schlechtes Gewissen, sooft sie an sie dachte. Aber sie rechnete sich dann selber vor, woher sie wohl die Zeit nehmen sollte, alle Stunde aus dem Hause gerufen zu werden, denn der Tag reichte gerade dazu, daß sie ihr klimperkleines Reich blißblank erhielt und das Essen kochte, dazu nähte und flüßte, denn, wenn sie auch mit lauter heilem Zeug von ihrer Mutter gekommen war, so hatte ihr Mann doch im ganzen nichts wie zerrissene und abgetragene Sachen unter der schönen, blinkenden Uniform. Das grämte und schämte sie sehr, und da sie kein Geld hatte, neues anzuschaffen, sollten wenigstens unten an der Leine, auf dem Grasplatz, keine zerrissenen Lumpen hängen, daß die Fuhrmanns mit dem Finger danach zeigten und es in der Stadt herumredeten.

Es war nun so, daß die einzige Tochter von Mutter Haafsch, der Selbständigen, Harten, nichts war als ein stilles, liebendes, dienendes Weib, und daß ihr alle ihre Rünfte

und Wissenschaften, in denen sie von Kind auf erzogen war, nicht so viel wert waren als ein Topf Kartoffeln, den sie für den Liebsten ans Feuer rückte.

Aber der stille Boden war schon unterwühlt. Sie konnte es sehen, denn sie kannte das Leben genugsam, das Leben von der schlechten Seite. Aber sie wollte nicht sehen.

Er kam immer später abends vom Dienst. Die gewohnte Stunde verging in ängstlichem Warten, eine zweite, eine dritte schloß sich an. Es war Winter, und Schnee trieb am kleinen Giebelfenster vorbei. Sie mußte das Glasscheibchen im Dach über der Küche immer wieder aufstoßen, den Schnee abzuwerfen, der sich darauf lagerte. Es piffte durch die Ritzen. Stumm wie mahnend sahen ihre Töpfe und Pfannen sie an: — Was willst du hier? Du hast dich vertan.

Sie schüttelte es ab wie den Schnee vom Dachfenster. Er wird schon kommen, er ist der Mann, er kann tun, was er will. —

Als er zum ersten Male mit gläsernen Augen und unsicherer Sprache hereinkam und bei ihrem ersten vorwurfsvollen Wort lostobte und mit den Stühlen lärnte, als wolle er sie zerbrechen, da sagte sie nichts, keinen Laut mehr. Aber sie schlich still in die Küche, und ein paar Tränen fielen in den Topf hinein.

Sie hätte schon damals alles wissen können, was für ein Leben sie erwartete. Die Mutter hatte es ihr noch am Hochzeitstag gesagt: Gut genug, um es auf den Mist zu schmeißen. Nein, nein! Zeigt mir eine junge Frau, die das annimmt!

Der versinkende Mann mit den schönen Augen und dem liebenswürdigen Lachen, mit dem männlichen, sehnigen Körper, dem Brustkorb, der eine Pracht war anzuschauen, der hat es weich und lind bei seiner jungen Frau gehabt, zu weich, könnte die Klugheit sagen, aber der hätte keine Härte geduldet. Der war kein Halbmann wie der Melmsers Stellmacher, der hätte zurückgeschlagen und böse. Zu bessern ist nichts in solchem Fall, Mutter Haafs, nicht im Guten, im Schlechten aber auch nicht.

Da kamen dann jäh die schwarzen Schatten wie große, wilde Vögel über die junge Hanne, die schon ihr Kind in sich trug. Das Leben zu Hause tauchte schreckhaft empor. Dieses nur? Nein, ein schlimmeres.

Was wissen sie in Groß-Melms von solchen Sorgen? Der Mann wird dort abgetan, er drückt sich herum, jeder kennt ihn. Die Familie geht auf dem Dorf nicht zugrunde seinetwegen. Man gibt ihm auch noch Arbeit; wenn er nüchtern ist, macht er sie, sonst bleibt sie liegen bis auf bessere Zeit. Es geht auch ohne ihn zur Not.

Aber was geschieht mit Heinrich, wenn er im Dienst unzuverlässig wird? Schon fängt die Hanne sich an zu fürchten vor jedem höheren Postbeamten, den sie trifft. Was denkt der? Reden sie schon von ihrem Mann?

Es geht noch alles glatt, er hält sich gut im Dienst. Nur wenn der vorbei ist, und er nach Hause gehen sollte, fängt das Saufen an. Sein Körper kann's vertragen, am nächsten Morgen ist er wieder frisch. Aber es dauert oft schon lange Zeit, ehe seine Frau ihn heraus hat.

Dafür aber die Festtage, die Glückstage, wenn er einmal nüchtern und zeitig nach Hause kommt. Dann meinte sie, wäre alles gut. Dann läßt sie sich küssen und von

seiner rauhen Zärtlichkeit umstreichen wie vom Sturmwind, der in beklemmende Schwüle hineinfegt. Und sie wollte wieder nicht sehen und wissen, daß ihr armes, kleines Glück auf rinnenden Sand gebaut war und die Vögel unter dem Himmel es ihr forttragen konnten, wie bald schon.

Der Mann hatte manchmal Aufträge an sie, aus Groß-Melms, von der Schwiegermutter, aber die richtete er nie aus. Was sollte er ihr sagen, daß die Alte ihn gestellt hatte und ihm die Augen aus dem Kopf gefragt wegen der Tochter. Ob sie gesund sei, ob sie auch schon als Hebamme eingestellt sei und dergleichen mehr.

Er gab immer die besten Antworten darauf. Alles, was die alte Frau hören wollte, sagte er ihr. Er hatte Dichtergabe, der Heinrich Köhne. Ganze Geschichten erfand er, wie sie die Hanne geholt hatten, und wie sie gewirkt und geschafft habe, und er nannte sogar Namen, es kam ihm gar nicht darauf an. Ja, solche Geschichten zu erfinden machte ihm Spaß. Er log aus Freude am Lügen. Denn einen andern Grund hatte er keinen. Angst vor Mutter Haafs, wie die Melmsers und die andern Dorfleute, kam ihm nicht an. Er hätte auch umgekehrt lügen können, sie zu ärgern. Aber es hatte ihm einmal so gepaßt, nun haute er weiter. Er hätte es hoch bringen können in der Welt, wenn er nicht nur ein armer Kerl von Landbriefträger aus Lehnassen gewesen wäre.

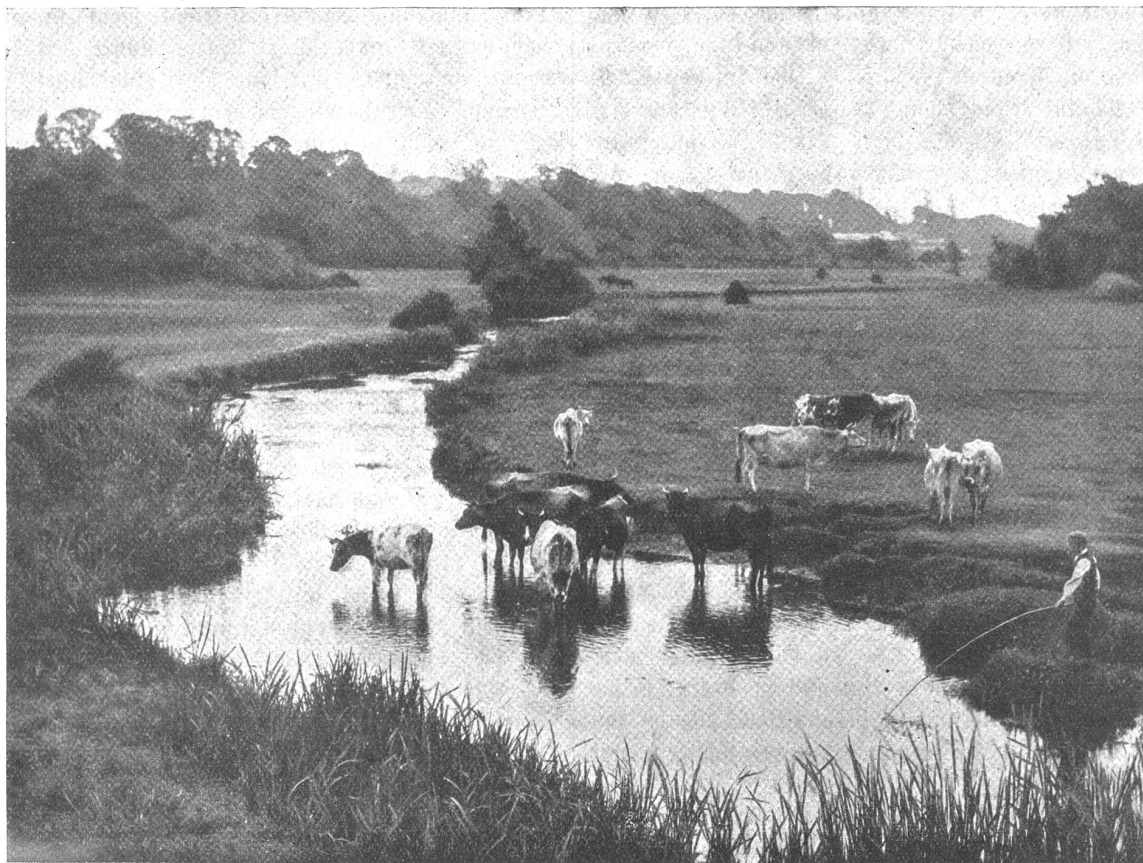
Wie das denn so ist: es dauerte lange, ehe seine Lügen-geschichten herauskamen und lagen doch eigentlich alle wie auf der flachen Hand vor den Melmsern. Nur einer der sechs Brüder brauchte einmal hereinzukommen und die Schwester zu besuchen. Dies geschah auch und kam doch nichts zur Sprache, und als es endlich geschah, war die Zeit schon wieder anders und die ganzen Verhältnisse verwandelt und in ihr Gegenteil verkehrt.

* * *

Wenn der Herrgott einmal beim jüngsten Gericht den großen Wirrwarr hienieden auseinanderbringen und dabei die Sünden aller Art, die jetzt noch wild und wirr mit den Tugenden durcheinanderlaufen, ordnen und numerieren wird, nach ihrem Range und ihrer Bedeutung, dann wird er auch die Missethäter numerieren, denn jede Sünde hat ihre entsprechende Not, und es kommt bei dem großen Schlußstrich nur darauf an, ob eben die Not eine niedrige, die Sünde eine hohe Nummer hat. Dann geht es natürlich dem Betreffenden schlimm. Ist dieser aber ein „armer Sünder“, d. h. ist die Notnummer höher als die Sündenummer, dann kann er auf einen gnädigen Richter hoffen, und wenn die beiden Nummern gerade stimmen, geht's auch noch so hin. Das kommt aber sehr selten vor.

Die Notnummer einer jungen Frau, die in lauter Liebe und Seligkeit ihr kleines Nest gebaut hat, jetzt ein Kindchen an der Brust hat und den liebsten Mann langsam vor sich in Laster und Schande versinken sieht, die Nummer ist eine von den höchsten. Wenn sie ihn nicht so lieb hätte, es wäre ja viel leichter. Wenn sie wäre, wie ihre Mutter war! Kurz entschlossen, das Herz, das etwa noch zucken wollte, herausgerissen, in die Erde gegraben und festgetrampelt. Den haltlosen Mann wie einen räudigen Jungen gehandhabt. Sich auf sich selbst gestellt und da festgestanden.

Saa, Mudding — du heßt dat künnt!



Dora Häuth: Am Bache.

Aber manchmal, wenn sie in tiefer Nachtstunde mit dem Kind im Schoße saß und Heinrich immer noch nicht da war, dann ging ihr manches durch das brennende, schmerzende Herz. Ob Mutter nicht auch mehr durchgemacht hatte als sie sagte! Da war Mutters altes Gesangbuch, darin lag eine gepreßte Rose, die ließ Mutter nie heraus, und sie war immer an derselben Stelle, wo das Lied stand, das man in Melms zu den Trauungen sang: „Wo Gott zum Haus nicht gibt sein' Gunst, so arbeit' jedermann amsunst.“

Ob Mutter nicht auch in Liebe und Glück begonnen hatte? Denn woher war die Rose sonst, als von Vater in froher Jugendzeit? Und nun war Mutter hart geworden und hatte den eigenen Mann geschlagen, aber die Rose behielt sie zwischen den Gesangbuchblättern.

Und so würde vielleicht auch einmal ihre kleine Dirn, die sie jetzt im Schoß hielt, in fernen Jahren ein Zeichen finden von ihrer Liebe und ihrem Glück, wenn sie auch schon so hart und stumpf geworden war wie Mutter.

Diese Angst, mit der Mutter sie bis zuletzt gewarnt hatte! Und sie hatte nicht hören wollen. Auch noch heute war einer der bittersten Tropfen in ihrem Kelch die Angst, daß sie zu Hause, im Dorf das erfahren könnten, wie es mit Heinrich bergab ging.

Das aber ist das Furchtbarste von allem, daß man weiß, daß es bergab geht, daß kein Halten ist, daß man sich sagen muß: Heut ist es schlimm und bitter. Aber heut übers Jahr wird's noch viel schlechter sein. Und was dazwischen liegt, das ist jeder Tag in Angst, und wenn man hoffen will, so betrübt man sich selbst. Ein Besserwerden gibt's nicht, nur ein Schlechterwerden. Jeden Abend gehst du mit der Angst zu Bett, und jeden Morgen steht

sie schon wieder da. Und nichts nützt, kein Bitten und Weinen und Schelten. Er hat mich doch sonst lieb gehabt und gesagt: „Ich trag' dich auf Händen, du sütes Lamm!“ Und lieb hat er mich noch. Aber das hilft nichts dagegen. Er lügt auch immerzu. Er sagt: „Wat willst denn eigentlich? Ich heff jo gar nicks drunken!“ Ich sage: „Heiner, id röks di ja an.“ Dann lacht er laut: „Wat du woll rökst! Rosen un Vergifmeinnicht, alle Kinder küssen sich.“ Und dann will er mi küssen, un id grugel mi all vör den Atem ut sienen Mund...“

Wie die Zeit weiterging, saß sie nicht mehr abends auf und wartete auf ihn. Sie mochte ihn nicht mehr sehen. Er konnte sich ja alleine helfen. Sie vergrub lieber den Kopf ins Kissen und betete zum lieben Gott, er möchte sie einschlafen lassen, so tief und fest, daß sie nicht einmal spürte, wenn er zu ihr hereinkroch mit seinen schwerbetrunkenen Gliedern. Später kam es auch so, daß er nicht mehr imstande war, sich auszuziehen, da er heruntorkelte und auf den Fußboden fiel und da liegen blieb bis zum Morgen.

Oh, und all die Schmutzerei und Dreckerei, die damit verbunden war. Das hätte ihr keiner zumuten sollen, als sie noch eine junge, frische Dirn war und der Mutter bei den Leuten half. Diese Schmutzerei nicht. Und was sie davon erlebt hatte zu Hause und bei andern, das hatte ihr die kleine, saubere Wohnung im Flösch nur noch lieber und werter gemacht. Und nun war es auch hier!

Wie man eine Treppe heruntersteigt, die ins schwarze Wasser führt, so war es ihr. Das nächste war ein zorniges Reifen der Fuhrmannsfrau über nächtlichen Lärm und Gepolter auf der Treppe und über ihren Köpfen. Da fielen Worte wie brennende Funken in Hannes Seele, und sie

